Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 3

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633259

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 3, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 18. Januar 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Wunderhäuslein.

Von Hans Wagner.

Wohl manch ein Wunder ist in dieser Welt,
Das dir ins Herze lacht und wohlgefällt.

Du blickst ihm schüchtern nur ins Fensterlein
Und gehst vorüber, denn es ist nicht dein.

Geh nicht vorüber! Schau's nur herzhaft an,
Es hat dir gleich das Türlein aufgetan.

Tritt in das Wunderhäuslein, sieh dich um
Und nimm es lachend dir zum Eigentum.

Sprich: „Du bist mein! Nun bin ich hier zu Haus!"
Und schau durchs Fensterlein ins Land hinaus.

Mag sein, danach, weil du ein Wandrer bist,
Daß du der Ferne denkst und weiterziehst.

Doch siehe, sieh! das Wunder wandert mit
Und ist dein Weggenosse Schritt für Schritt.

Die Königschmieds.

3

Roman von Felix Moeschlin.

Der Pfarrer öffnet die Haustür. Er denkt an das, was er seinem Bruder gesagt hat. Und er fragt sich, ob alles Wahrheit gewesen oder nur Worte, aus dem Bestreben heraus, seinen Bruder aufzurichten.

Da klopft ihm der Bärwil-Doktor auf die Schulter.

„Wollt Ihr mitfahren, Hochwürden? Mein Wagen steht da und zu tun habe ich hier nichts mehr. Der Bub ist wohlauf. Gute Rasse, trotz der voreiligen Ankunft."

Der Pfarrer steigt ein. Wie sie um die Ecke fahren, hören sie Kindergeschrei.

„Das sind die drei Mädchen. Die haben es jetzt erst erfahren, daß ihre Mutter tot ist. Hü, Schimmel!"

In Hinterwil hält er vor dem Pfarrhause an.

„Da wärt Ihr nun daheim, Herr Pfarrer. — Warum ist eigentlich der Alte nicht dagewesen?" Und der Bärwil-Doktor deutet mit dem Geißelstiel nach einem Haus mit hohem Giebel, das bleich dasteht in der Morgendämmerung.

„Der Hafer-Saaler ist weg in Geschäften."

„Ein Fuchs, der Alte, da gibt's einmal einen tüchtigen Haufen zu erben. Gut, daß die Luise schon gestorben ist. Es ist nicht angenehm, wenn man seine Kinder überleben muß. Gutnacht, Hochwürden."

Der Bärwil-Doktor klappert davon. Der Pfarrer geht hinein. Drin zündet er eine Kerze an und holt ein altes Notizbuch hervor. Auf der hintern Seite, wo schon viele Namen und Zahlen stehen, die auf seine Familie Bezug haben, schreibt er: Am dritten Heumonat des Jahres 1855 Marei gestorben. Meinem Bruder ein Sohn geboren.

Das Geschriebene sieht er eine ganze Weile lang an und findet es wieder einmal so seltsam, daß man mit ein paar Schriftzeichen, die so unbedeutend aussehen, das große, unbegreifliche, schreckliche Wunder vom Leben und Sterben ausdrücken kann.

Zur gleichen Zeit starrt zu Vorderwil sein Bruder auf den Neugebornen nieder, als suche er aus seinen Gesichtszügen eine Andeutung für die Zukunft herauszulesen. Aber er sieht nur ein häßliches Köpfchen, das noch kaum einem Menschen gleicht.

Zweites Kapitel.

Der Junge wurde gut gepflegt. Und er wuchs heran, bekam Zähne, kräftige Aermchen und kräftige Beinchen und schließlich auch Gedanken. Die wurden gleich auf heilige Dinge gelenkt.

Denn nach dem Tode der Mutter war eine Schwester des Vaters auf den Königshof gekommen, um die Leitung des Haushaltes zu übernehmen. Anna hieß sie, war eine ernste, strenge Jungfrau und hatte mit dem Jungen bald ihren festen Plan. Aber sie hütete sich, dem Sepp etwas

davon zu sagen, denn der würde sich wohl nicht darüber gefreut haben.

Sobald der kleine Viktor sprechen konnte, mußte er Gebete auswendig lernen. Und Heiligenbilder wurden seine ersten Besitztümer. Die sammelte er bald mit Eifer. Alle Bekannten wurden darum angebettelt, und wenn sein Vater auf einen Markt fuhr, durfte er es nie unterlassen, seinem Buben ein paar farbige Helglein mit nach Hause zu bringen. Einen andern Wunsch hatte Viktor nicht, und er schaute fast mit Hochmut auf seine Kameraden herab, die verschiedenfarbige Bohnen sammelten und sie nach Fleckenmustern sortierten, oder Vogeleier, glitzernde Steine, Glugger, oder sich wohl gar damit begnügten, schnell vergängliche Lager von Süßigkeiten anzulegen.

Sobald er richtig lesen konnte, wurden die Heiligenbilder und Gebetstexte seine Hauptlektüre, so daß sich nach und nach in seinem Sinn ein ganzer Vorrat von frommen Sprüchen ansammelte, aus denen er dann bei Gelegenheit etwas auswählte, das ihm passend schien, und es mit kindlicher Taktmäßigkeit und eintönigem Singsang vorbrachte. Da es hie und da klar zutage lag, daß die Seele des Kindes das noch nicht verstehen könne, was die Lippen so frisch hersagten, hatten die Sprüche etwas um so Ergreifenderes, denn man erhielt den Eindruck, als spreche Gott direkt aus dem Munde eines Unmündigen. Sie kamen als eine heilige Wahrheit heraus, unberührt von zweifelnden Gedanken, frei von jeder Absichtlichkeit und rein von aller schlechten Gesinnung. Und als es einmal geschah, daß Viktor auf die Frage, was er denn werden wolle, antwortete: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!", war des Staunens kein Ende, und man wußte sich gar nicht genug zu tun in Lobsprüchen und verwunderten Ausrufen. „Das sei einmal ein Frommer, aus dem werde ganz gewiß noch ein Heiliger." Die Tante lächelte vielsagend, als wolle sie andeuten, daß es an ihr ganz gewiß nicht fehlen werde, um dem Kleinen zu diesem schönen Ziele zu verhelfen. Der Bub, da er sah, wie groß der Erfolg seines Spruches war, verwendete ihn in der Zukunft noch oft, obwohl ihm weder die Bedeutung von „Reich" noch von „Welt" hinreichend klar war. Der Vater, dem man diesen Ausspruch hinterbrachte, lächelte darüber und nahm ihn weiter nicht ernst. Später würde sich sein Bub wohl mit andern Dingen abgeben. Vorläufig überließ er ihn der Tante und glaubte, besser für seinen Sohn zu sorgen, wenn er vom Morgen bis zum Abend seinen Geschäften nachlief, um so die Bedingungen für ein recht großes und schönes Besitztum auf dieser Welt zu schaffen. Das Schmieden hatte er aufgegeben und verwendete die freie Zeit, die ihm die Bauernwirtschaft ließ, zu einem einträglichen Handel in Landesprodukten und Ackerbaugeräten.

Viktor war schon über zehn Jahre alt, aber er sammelte immer noch Heiligenbildchen. Was er zuerst getan hatte, mehr auf Veranlassung der Tante hin als aus eigenem Antrieb, das war nun seine ureigene Begierde geworden, war festgewachsen in ihm und senkte die Wurzeln tiefer und tiefer. Seine Bildchen waren seine Welt, auf die er alles abstellte. In der Gesellschaft seiner Heiligen fühlte er sich am wohlsten. Vielleicht nicht zum wenigsten darum, weil sie so schöne Kleider anhatten und so kostbar einherkamen mit Strahlenkränzen und goldenen Kronen. Vielleicht auch darum, weil in seinem Heimattale keine Ueberlieferungen heimisch waren, die ihm große Streiter für irdische Dinge vor Augen gestellt hätten. Da war von keinen Männern zu reden, die in dunkler Nacht beim Leuchten von qualmenden Fackeln sich gegen Tyrannen verschworen. Da war nichts zu erzählen von Rittern in glänzenden Rüstungen, die mit blitzenden Schwertern in den Kampf zogen und Heldentaten verrichteten, als seien sie die Hände Gottes. Burgruinen stunden genug auf den Bergen und ihren Vorhügeln, aber es waren räuberische Gesellen gewesen, die drin gehaust hatten, bis sie eines Tages in die Hände ergrimmter Städter fielen und elend endeten. Und das Tal hatte nie eine Rolle gespielt. Die großen Bewegungen gingen den großen Flüssen nach und ließen es abseits liegen. So war es von einer Hand in die andere gekommen und schließlich zum abgelegenen Bestandteil eines westschweizerischen Kantons geworden, ohne doch mit ihm zu einer lebendigen Einheit zu verwachsen, daß vom Herzblut der anderen ein Teil in den eigenen Leib geflossen wäre. Obgleich in der Nähe der alten großen Stadt Basel, hatte es doch auch mit ihr ganz wenig Verbindung und war auch nie dazu gekommen, im Kampfe der Bauern gegen städtische Bedrückung eine Rolle zu spielen. Still und verträumt war es von jeher dagelegen vor einem langen, hohen Bergesrücken, durch den keine Klus führt und den alle kurzweg den Berg nennen, mit einem Kleinod bloß, außer seiner eigentümlichen Schönheit, die den Städtern noch nicht bekannt war; einem Kloster auf hohem Felsen über grünem Wiesengrund.

Von diesem Kloster aus flossen die einzigen Ströme ins Tal, die einen Trank brachten für durstige Seelen, die begierig waren, noch etwas anderes in sich aufzunehmen als die Gewohnheit des Alltags, die immer wiederkehrende Mühe der Arbeit und den schweren Schlaf der Mühe. Von diesem Kloster sprach die Tante in der Abenddämmerung, wenn sie und Viktor heruntersteigen wollten vom Traumboden der Legenden und Heiligengeschichten, um auf den festen Grund der Wirklichkeit zu treten.

Dann konnte sie anfangen:

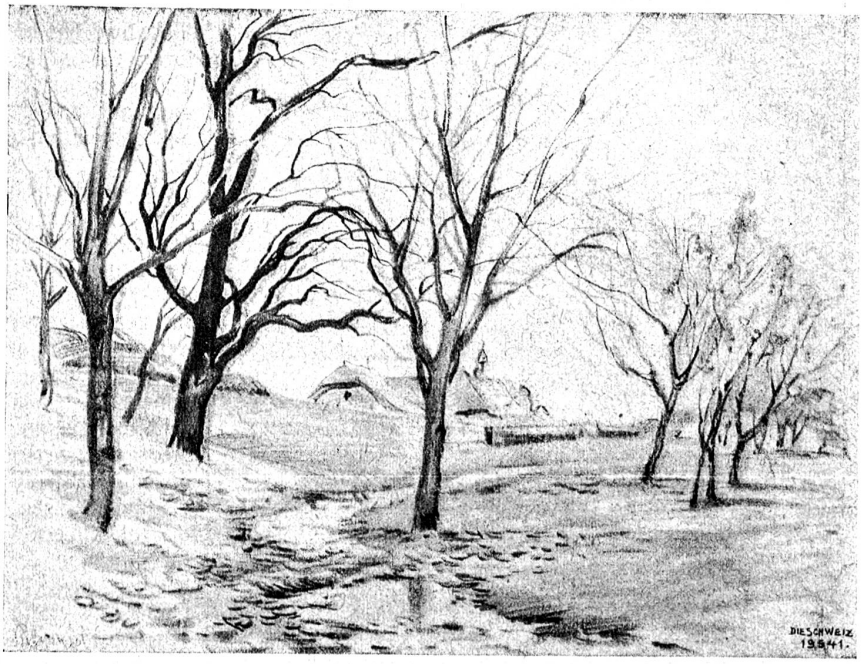
„Du bist in einem heiligen Lande auf die Welt gekommen, Viktor. Du mußt viele Tage lang gehen, bis du in der Schweiz in eine Gegend kommst, die ebenso heilig ist wie diese hier. Wie es drüben im Elsaß ist, weiß ich nicht. Aber es sind Franzosen, und die sind nicht so fromm wie wir.

„Für alle Gebrechen des Leibes und alle bösen Zufälligkeiten des Lebens findest du hier Hilfe. Wenn du Zahnweh hast, dann kannst du drüben in Bärwil zur heiligen Apollonia beten. Dort haben sie in der Kirche einen Unterkiefer von ihr. Wenn du Halsweh hast, dann hilft dir der heilige Bläsi in Hoflingen. Und wenn du einmal groß bist und es deinem Vieh nicht gut geht, dann brauchst du bloß in Besendorf zum heiligen Schafhirten Wendelin zu bitten, und alles kommt wieder in Ordnung. Und bei Fluhwil ist ein heiliger Brunnen, in dem soll man im Mai die Kinder baden. Das hilft für viele Uebel. Und zwischen Vorderwil und Hinterwil steht ein heiliges Kreuz. Dort ist einmal ein Jude ganz jämmerlich gestorben, weil er beim Vorübergehen höhnisch ausgespuckt hat. Und zu Rotterburg hinter Fluhwil wurden drei Jungfrauen im Walde umgebracht. Wenn man

dorthin wallfahrt, so hilft es auch für manches, besonders für Liebesleid. Dort wachsen seither Kränzlein an den Bäumen, und ein Schäfer sagte: Wenn er nur wieder einmal so schön singen hörte.

„Ja, du bist in einem heiligen Lande auf die Welt gekommen. Aber das Schönste von allem und das Wunderkräftigste ist das Kloster Mariafels. Wie es hoch über unserer Gegend steht, so steht es auch an Ansehen über allen anderen."

So sprach Tante Anna, und sie fand gar kein Aufhörens mehr an Wundererzählungen. Und was mehr war als das: sie konnte ihm auf der Straße und in Nachbarhäusern Leute weisen, die Marias Hilfe am eigenen Leibe erfahren. Dem hatte sie ein krankes Kind gerettet, dem einen geschwollenen Arm geheilt, in dem sich schon drei Schoppen Wasser angesammelt hatten, und dem dreißig Stück Vieh bewahrt, die von einer leidigen Sucht angesteckt worden waren.



Jeannette Gauchat: Winter auf der Petersinsel.

In solchen Stunden wurde in Viktor der Wunsch übermächtig, an diesem Ort zu leben, wo Gott leibhaftig auf Erden weilte, nicht bloß untätig, als holder Schein, sondern durch viele Wunder seine Gegenwart beweisend.

Dann sagte wohl die Tante:

„Wenn du brav bist, dann darfst du dorthin in die Schule."

Und Viktor gab sich Mühe, brav zu sein, und wenn er in einer Legende gehört hatte, wie ein Heiliger schon als Kind dies oder das getan hatte, so suchte er ihm nachzueifern und war unglücklich, wenn es ihm nicht völlig gelang.

Sein Vater, ganz im Gegenteil, gab sich mit jedem Tage mehr in die Arme der Welt. Aber einer Welt, die keine Frauen kannte und keine Genüsse, die für viele das Leben so paradiesisch machen. Nur Arbeit hatte sie für ihn, dafür aber auch gute Gelegenheiten, sein Erworbenes zu vermehren, und die schöne Gewißheit, daß sein Sohn einst auf dem Hofe sitzen werde wie ein wirklicher König. Das war der gute Glanz, der auch noch über jenen Geschäften lag, die schon nah an schmutzige grenzten, daß er im Grunde alles um seines Buben und seines Hofes willen tat. Er hatte ganz vergessen, mit wieviel Aengsten er den Viktor empfangen und wie teuer er ihn erkauft hatte. Die schöne Aussicht auf die Zukunft rechtfertigte alles Vergangene, und wenn er jetzt an jene schicksalsschwere Nacht zurückdachte, dann tat er es mit dem stolzen Gefühl, auch damals den eigenen Willen durchgesetzt zu haben.

Aber er dachte wenig zurück. Er schaute vorwärts und stand immer auf der Lauer, um mit schneller Hand zuzugreifen und einen guten Fischfang zu tun, wenn sich ihm eine Gelegenheit bot. Zu Hause ging die Arbeit streng. Die drei Mädchen mußten überall mithelfen, so jung sie auch noch waren. Sie sollten ihr Brot nicht umsonst essen. Nur Viktor konnte tun, was er wollte. Dafür war er auch der Bub.

* * *

Die Tante Anna hatte es durchgesetzt, daß Viktor am Ende seines elften Jahres nach Mariafels in die Klosterschule kam. Der Vater hatte sich erst dagegen gesträubt, als fürchtete er, daß das geistliche Wesen in seinem Sohne allzustark werden möchte. Aber dann gab er nach, weil die Klosterherren als gute Lehrer bekannt waren und es seinen Stolz kitzelte, den Leuten sagen zu können, sein Viktor studiere Latein. Zum puren Vergnügen, nicht weil er es später brauche, denn auch ein Bauer dürfe von allem etwas wissen, und es werde einmal eine Zeit kommen, wo ein gewöhnlicher Mensch fast ebenso gescheit sei wie der Pfarrer oder der Schulmeister, wenn nicht gescheiter. Sein Sohn wenigstens solle sich nicht zu beklagen haben.

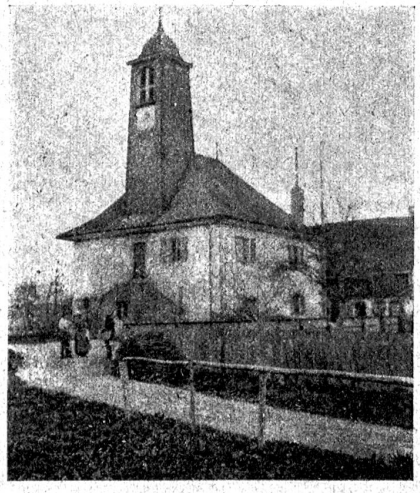
Es tat ihm aber doch weh, daß Viktor so fröhlichen Herzens vom Hofe wegging, um bei den Felsenherren, wie man die Klosterleute nannte, zu wohnen. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß sein Bube noch ein Kind sei und der richtige Bauernsinn und Besitzerstolz mit den Jahren schon noch erwachen werde.

Viktor war glücklich. Er ging nun Tag um Tag an jener Stätte aus und ein, die Gott so augenscheinlich gesegnet hatte. Wenn er am Rande des Abgrundes stand und ins schmale Felsental hinunterschaute, dann sah er die ersten Wunder, die den Anlaß zur Gründung des Klosters gegeben hatten, sich leibhaftig wieder ereignen:

Da, in der Höhle, wo jetzt eine Gnadenkapelle ist, sitzt eine Hirtenfrau mit ihrem Kinde. Draußen ist es sommerheiß, hier drinnen aber kühl und frisch. Müde läßt sie den Kopf sinken und schlummert ein. Und ihre Hände, die das Kind gehalten, fallen schlaff herunter; sie merkt es nicht.

Das Kind verspürt die Freiheit und trollt sich von der Mutter weg: Wasserfäden sind zu begucken, die an den Wänden niederrinnen, glitzerige Tropfen, die auf schwarzen Steinen glänzen, und seltsame Farrenkräuter, die im Halbdunkeln wachsen.

Die Augen des Kindes haben sich drinnen satt gesehen, jetzt wenden sie sich dem Lichte zu. Das grüne Tal lockt herauf. Ein eiliger Bach rauscht unten vorbei. Aber es



Aus dem Wettbewerb für Gemeindestuben und Gemeindehäuser: „Bottens". I. Preis. Verfasser des Projektes: Arch. B. S. A. Georges Epitaux, Lausanne.
Die Gemeindestube soll in ein bestehendes Gebäude eingebaut werden.

hört ihn nur, es kann ihn nicht sehen. Immer weiter vorbeugt es sich. Schon sieht es Blumen, von denen es weiß, daß sie nur am Wasser stehen. Da verliert es den Halt und rutscht und stürzt; man hört keinen Laut.

Und die Mutter erwacht und mangelt ihr Knäblein. Sie ahnt das Schreckliche. Sie steigt mit schwanken Schritten auf einem steilen Weg ins Tal. Es treibt sie, ihr Kind zu suchen, und es hält sie eine zögernde Angst zurück, ein totes zu finden. Ihre Ungewißheit ist qualvoll; aber wird die Gewißheit nicht noch schrecklicher sein?

Es wandelt ein Knäblein durch die Wiesen und bindet sich Blumen zum Kranz. „Hast du mein Kind gesehen," will sie fragen. Da bleibt sie versteinert stehen und stürzt dann jauchzend zu ihm hin. Es ist ja ihr eigenes Kind!

Lachend und weinend hält sie's im Schoß. Und das Kind fragt schelmisch:

„Mutti, weißt du, für wen dieser Kranz ist?"

Die Mutter weiß es nicht. Sie kann auch nicht nachdenken, für wen er sein könnte. Sie hat nur noch die eine Fähigkeit, ihr Kind fest an sich zu drücken und zu liebkosen.

„Mutti, der Kranz ist für eine schöne Jungfer, die mich im Schoße aufgefangen hat, als ich herunterfiel. Sie war in weißen Kleidern, in feinen weißen Kleidern, so fein, wie du noch keine gesehen hast. Und um sie herum war alles hell, grad als hätte sie Sterne im Haar."

Da weiß die Hirtenfrau alles und sinkt in die Knie. Und ihr Kind muß neben ihr knien mitten in der grünen Wiese. So danken sie der Mutter Gottes für ihre Gnade.

In die Höhle aber stellte man drei heilige Altäre.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeindestuben und Gemeindehäuser.

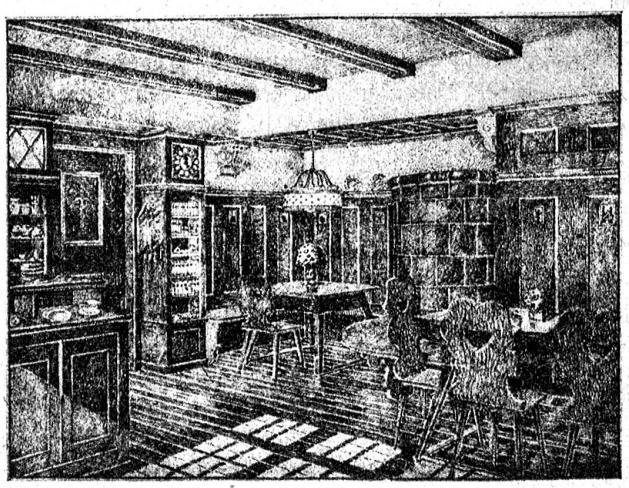
Der Kampf gegen den Alkoholismus ist in letzter Linie ein Kampf gegen Vorurteile, ist Erziehungsarbeit. Schon Pestalozzi hat dies erkannt, und er hat in seinem unvergleichlichen Buche „Lienhard und Gertrud", mit welchem er das Volk erzieherisch beeinflussen wollte, mit aller Deutlichkeit auch auf das Krebsübel unseres Volkslebens hingewiesen: auf den schlimmen Einfluß des schlechtgeführten Dorfwirtshauses. Er hat den Wirt und Untervogt Hummel geschildert als den bösen Geist des Dorfes, als den Räuber in der Spelunke, der seine Opfer anlockt und ausplündert und herzlos wieder auf die Gasse wirft. — Die persönliche Macht der Wirte ist seither vielleicht stark geschwunden; aber immer noch stark genug sind die Verführungen und die Alkoholsitten für den schwachen Charakter und den zum Alkoholiker Veranlagten, um ihn in Schaden und ins Unglück zu bringen.

Diese Erkenntnis ist allbereits tief ins Volk gedrungen. Unsere besten Schriftsteller, J. Gotthelf voran, Simon Gfeller u. a. m. haben sie durch ihre Bücher gestärkt. Mit Recht aber verlangt das Volk einen Ersatz für das alkoholbietende Wirtshaus, das man ihm nehmen will mitsamt den winterlichen Theater-, Konzert- und Tanzanlässen und all den andern Freuden, die im Wirtshaus zu finden sind. Gewiß, man kann den Leuten nicht ein Vergnügen wegnehmen, ohne ihnen dafür etwas Besseres zu bieten. Diese Einsicht ist auch in jene Kreise gedrungen, denen der Kampf gegen die Schädigungen des Alkohols an unserm Volksleben am Herzen liegt. Sie sagen sich: Man muß das Schlimme mit dem Guten bekämpfen, man muß dem alkoholdünstigen Wirtschaftslokal eine alkoholfreie Gemeindestube und dem von Privatinteressen geleiteten, am starken Alkoholkonsum profitierenden Wirtshaus das alkoholfreie Gemeindehaus entgegenstellen.

So hat im vergangenen Jahre die „Kommission für Wirtshausreform der schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft" und der „Schweizerische Verband gemeinnütziger Vereine für alkoholfreie Wirtschaften" einen Wettbewerb veranstaltet unter den schweizerischen Architekten zur Gewinnung von Projekten zu Gemeindestuben und Gemeindehäusern.

Das Programm verlangte Vorschläge für:

1. Gemeindestuben. In jeder Gemeinde macht sich das Bedürfnis geltend nach einer öffentlichen Gemeindestube, die jederzeit dem Publikum, insbesondere der schulentlassenen Jugend, zur Verfügung steht als Erholungsraum ohne Trinkzwang, aber mit Gelegenheit zum Schreiben, zur Lektüre, zu allerhand Spielen und andern Unterhaltungen. Den Architekten war freigestellt, sich dieses Gemeindelokal als Einbau in ein schon bestehendes Gebäude zu denken oder einen Neubau vorauszusetzen, mit dessen Besitzer für ein derartiges Lokal eine Abmachung zu treffen wäre.



Aus dem Wettbewerb für Gemeindestuben und Gemeindehäuser: „Wirtshausreform". IV. Preis. Verfasser: B. S. A. Gebr. Brändli, Burgdorf.
Eine saubere und gemütliche Wirtsstube.